

Ingeborg Bachmann – Heinrich Böll: „Was machen wir aus unserem Leben?“

„Gut zu wissen, dass es Sie gibt“

Von Christoph Vormweg

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 06.07.2025

Ausgerechnet der erste Brief von Heinrich Böll an Ingeborg Bachmann ist nicht erhalten. Was lockte sie, sich über zwei Jahrzehnte zu schreiben? Neugier für einen ganz anderen Stil? Eine tiefe freundschaftliche Zuneigung? Eine geheime Liebe, die sie auf den Treffen der Gruppe 47 auslebten?

Briefwechsel zwischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern: Ist das nur ein Fall für Literaturwissenschaftler? Oder kommen auch andere auf ihre Kosten?

„Lieber Heinrich, [...] ich glaube, Sie sollten es nicht zu schwer nehmen, dass Sie jetzt für Geld schreiben müssen“, so Ingeborg Bachmann im ersten überlieferten Brief vom 12. Dezember 1952 aus Wien.

„Im Augenblick bin ich auch literaturmüde, sehr sogar.“

Zwei Wochen später die Antwort:

„Liebe Inge, ganz kurz nur meinen Dank für Ihren Brief – [...] Ich schufte wie ein Irrer, fühle mich immer mehr Zauberlehrling-like – dabei weiß ich, dass ich von Natur faul bin und der Muße sehr zugetan. [...] Schreiben Sie mir bitte, wenn Sie etwas brauchen aus Teutonien – – hier ist es kalt und nass, richtiges Wetter, um die Literatur zu schwänzen.“

Warten auf Briefe, tagelang – das ist heute die Ausnahme. Man hat sich an die Kommunikation per Mail oder Messenger gewöhnt. Auch dürfte sich kaum ein Nachwuchsautor so wie der lange verschuldete Heinrich Böll fragen: Hole ich mir von dem Geld, das bleibt, neue Zigaretten, um weiterschreiben zu können, oder investiere ich es in Porto und Umschläge, um Briefe an Verleger, Redakteure oder eben an eine so reizende Kollegin wie Ingeborg Bachmann zu verschicken. Für beide, den dreifachen Vater aus Köln und die neun Jahre jüngere österreichische Lyrikerin stellt sich in der frühen Nachkriegszeit die Frage: Will und kann ich allein vom literarischen Schreiben leben? Wie viel Brotberuf gestehe ich mir zu, wie viele Bettelbriefe, wie viel Leben auf Pump? Denn ein breitgefächertes Stipendien-System steht den Talenten damals noch nicht zur Verfügung.

Erste Begegnungen

Ingeborg Bachmann – Heinrich Böll

„Was machen wir aus unserem Leben?“ Der Briefwechsel.

Herausgegeben von Renate Langer.
Mit einem Vorwort von Hans Höller.

Kiepenheuer & Witsch, Piper,
Suhrkamp

487 Seiten

44 Euro

Wer Briefwechsel liest, ist ein potentieller Voyeur. Aber er muss phantasiebegabt sein. Denn jeder Briefftext hat eine eigene, oft geheime Vorgeschichte - im Fall von Bachmann und Böll sind es ihre ersten Begegnungen auf den Tagungen der legendären Gruppe 47: 1952 in Niendorf an der Ostsee und auf Burg Berlepsch bei Göttingen. In einem Nebensatz können Dinge angedeutet werden, die nur versteht, wer auch dabei war. Am meisten knistert es in den Botschaften Bölls nach der Tagung vom 29. April bis zum 2. Mai 1954 in Italien, das mittlerweile Bachmanns Wahlheimat ist.

„Liebe Inge. [...] Rom wird unvergesslich sein für mich, und wenn Sie manchmal am Bahnhof Termini vorbeikommen, gedenken Sie des Gepäcks, das dort liegen könnte. Ich würde mich sehr, sehr freuen, immer zu wissen, wo Sie sind.“

Drei Tage später schreibt Böll:

„Es ist mir sehr schrecklich, daran zu denken, dass ich plötzlich sterben könnte, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben. Diese Vorstellung ist vielleicht dumm, und sie ist sicher egoistisch, aber sie verfolgt mich, und ich bitte Sie, doch für mich erreichbar, nie 'unbekannten Aufenthalts' zu sein.“

Geht es sehnsuchtsvoller? Während der Tagung hat Böll offenbar Feuer gefangen. Doch scheint dieses Feuer nicht erwidert zu werden. Aus Rom kommt Ende Mai eine Ansichtskarte.

„Hier hat mich Ihre Post schon erwartet: ich antworte morgen; jetzt wollte ich Ihnen nur ein Bild vom Bahnhof schicken. [...] Heute herzlich Ihre Inge Bachmann.“

Aus dem „morgen“ werden mehrere Tage. Es ist das Lückenhafte, das bei der Lektüre des Briefwechsels einen Teil des Reizes ausmacht. Man hängt immer wieder in der Luft mit seinen Ahnungen. Und es drängen sich Fragen auf. Zum Beispiel: Wie viele Briefe sind verloren gegangen? Welche halten die Erben vielleicht aus Diskretion zurück? Ausgerechnet der erste nachweisbare Böll-Brief ist nicht erhalten. Zufall? Im Vorwort vermutet der österreichische Germanist Hans Höller, dass der Anstoß, sich zu schreiben, wahrscheinlich rein literarisch gewesen sei. Denn Ingeborg Bachmann hat einige von Heinrich Bölls Kriegserzählungen rezensiert. Dafür könnte er sich bedankt haben. Doch ist nicht das Positive dieser Kritik interessant, sondern die Tatsache, dass Bachmann nie wieder eine Böll-Kritik publizieren wird. Öffentliche Äußerungen über den anderen scheinen von da an tabu, so als hätten sie ihre wachsende Nähe nicht gefährden wollen. Beide stehen am Anfang unvergleichlicher literarischer Karrieren: Bachmann als das lyrische Großtalent, Böll als bissiger Satiriker und Prosa-Hoffnung mit höchst eigenwilligem katholischem Fundament.

Stützen und ermutigen

Bei allen erotischen Anziehungskräften, die im Spiel gewesen sein mögen: Hier wechseln nicht zwei Konkurrenten des Literaturbetriebs Briefe, sondern zwei, die sich in ihrem Schreib- und Überlebensalltag stützen wollen.

„Ein Kapitel Ihres Romans hab ich [...] schon gelesen. Deswegen hätten Sie nicht fliehen müssen“, schreibt Ingeborg Bachmann am 7. Oktober 1954, fünf Monate nach der Tagung der Gruppe 47 in Italien. Gemeint ist der Roman „Haus ohne Hüter“. Heinrich Böll hat sich

ins geliebte Irland abgesetzt, um dem befürchteten Gewitter der Literaturkritik zu entgehen. Aber dem ist nicht so, wie die Anmerkungen vermelden. Die rund sechzig Rezensionen fallen „überwiegend positiv“ aus.

„[Das Kapitel...] ist sehr widerstandsfähig und schön, viel besser als alles, was Sie bisher geschrieben haben. Manchmal möchte ich einen Satz verkürzen, wo's eine Wiederholung gibt, die die Intensität schwächt. Aber ich warte erst den ganzen [Roman] ab.“

Am 29. November folgt Bachmanns Nachtrag zu „Haus ohne Hüter“.

„Lieber Heinrich, [...] Ihr Buch habe ich am Tag meiner Abreise nach München bekommen und in der Nacht im Zug gelesen [...]. Diesmal ist auch der Titel schön, und das Buch ist, glaube ich, um vieles besser als alles vorher. So als hätten Sie in der Sprache die Schlüssel zu ein paar Zimmern gefunden und die Zimmer aufgesperrt, die Sie noch nicht kannten. Aber auch die Menschen sind von mehr Seiten gesehen und sind rund, gar nicht flächig.“

Bachmanns Lob, Bölls Texte würden „immer besser“, ist ein wiederkehrendes Motiv, mit dem sie ihn über Jahre ermutigt. Im Gegenzug unterstützt er die Wahlrömerin mit Insider-Tipps und Vermittlungshilfen aus dem fernen bundesrepublikanischen Literaturbetrieb. Er verschafft ihr Kontakte zu seinem eigenen Kölner Verleger Witsch und zu Rundfunk-Redakteuren, die bei ihr Hörspiele und Rezensionen in Auftrag geben. Für die Nachwuchsautorinnen und -autoren wird der öffentlich-rechtliche Rundfunk ein immer wichtigerer Ernährer. So können sie mit dem Geld verdienen, was sie am besten beherrschen: dem Schreiben. Ansonsten bleibt nur die Hoffnung auf eines der raren Stipendien oder einen Literaturpreis.

Das Los des freien Schriftstellers

Das Los des freien Schriftstellers ist für beide Sehnsucht und Joch zugleich. Da mit Lyrik kein Geld zu verdienen ist, versucht sich Bachmann immer wieder in festen Brotberufen für Presse oder Fernsehen. Vergeblich. Sie braucht ihre Freiheit, auch im Liebesleben. Eine Ehe kommt für sie nicht in Frage. Anders Familienvater Böll. Er übersetzt in der Not mit seiner Ehefrau Annemarie Romane aus dem Englischen. Und die Not ist greifbar, da er sich für den Hausbau in Köln-Müngersdorf hoch verschuldet hat.

„Bauen Sie sich nie ein Haus: mein Unternehmen hat mich zum Menschenfeind; fast -hasser gemacht, und ich sehe betäubt, dass auch meine Frau wie ein betrogenes Kind aussieht. Jetzt muss ich arbeiten, arbeiten – schuften, wie ein Verrückter, um noch mehr Geld zu verdienen, und ich hasse die Arbeit so. Ich bin traurig, manchmal böse sogar und ich stelle fest, dass ich Menschen anbrüllen und beschimpfen, sie hassen kann, weil sie Dummköpfe und Betrüger sind.“

Der Ruhm scheint zuerst bei der 28jährigen Ingeborg Bachmann anzuklopfen.

„Ich war sehr erschrocken, als ich Ihr Bild von allen Kiosken auf dem 'Spiegel' sah. Nun habe ich wenigstens ein Bild. Ach, ich wäre sehr froh, Sie wieder zu sehen, ich hoffe, ich sehe Sie noch, bevor die Abendmesse beginnt.“

Bachmanns Antwort demonstriert ihre ganze Unsicherheit.

„Lieber Heinrich, [...] als ich hier ankam, lag [...] ein Telegramm da aus Deutschland, in dem man mir vorschlägt, mich schon bald auf einen bedeutenden Sessel im deutschen Fernsehen zu setzen. Und das war die Kummerseite, denn ich habe wirklich acht Tage lang krampfhaft nachgedacht, was zu machen ist, und nächste Woche soll ich zu einer Besprechung deswegen fahren. Aber nun fahre ich nicht, weniger als ein Ergebnis des Nachdenkens als eines Gefühls, dass es falsch wäre hinzugehen, obwohl ich das Geld sehr brauchen könnte. Diese acht Tage waren sehr schlimm [...]. Am Ende habe ich mich vielleicht entschieden, weil ich hoffe, dass es so ist, wie die Italiener sagen: dio provede und man soll sich nicht sorgen über das hinaus, was man heute braucht.“

Uneitle, herzliche Briefprosa

Von Tag zu Tag denken, von der Hand in den Mund leben: Bachmann und Böll ringen mit demselben Literaturbetrieb, um ihr Ego zu positionieren. Sie schreiben sich, um sich gegenseitig Halt zu geben. Dazu gehört auch, Momente der Schwäche einzugestehen: der Erschöpfung und Krankheit, der Unproduktivität, des Hangs zur Flasche, des Griffs zu Schmerzmitteln. Es sind keine Briefe, die sie für die Nachwelt formulieren, sondern nur für sich. Vielleicht deshalb auch die lange Sperre durch die Erben.

„Ich bin sehr oblomovistisch geworden (war es eigentlich immer, aber jetzt zeigt es sich) – und es ist mir am liebsten, wenn ich mit Kaffeekanne, Cigaretten, Wein neben mir – im Bett liege, sehr früh, abends um 8 – und meinen Kindern, die um mich herumliegen, Geschichten erzähle, wobei – bei den Kindern sowohl wie bei mir – die Bibel den ersten Rang einnimmt. Ach, liebe Inge – ich hoffe, ich komm bald los – bis dahin Sehr viele herzliche Grüße“

Nachdem sie per Brief zum „du“ übergegangen sind, schreibt Ingeborg Bachmann:

„Vieles andre, in Deinem Brief, aber hat mir Kummer gemacht, und ich hoffe nur, es geht bald besser daheim und auch [...] in Dir selbst; ich glaube, wir müssen auch sehr aufpassen mit diesen fürchterlichen Versprechungen, irgendwo mitzuarbeiten, es wird ein Sog, und dazu die Post und alles, was sich dranhängt an das Schreiben und an die sowieso schon schwierige Existenz. – Mir kommt es wie eine Verschwörung vor und eine Verstrickung in Schuld und Schulden; manchmal mein ich, es liegt kein Segen auf dieser Arbeit, nicht einmal die Grenzen der Kompetenz sind angegeben, nur die 'sieben Nächte', in denen man etwas zu Ende schreibt und Freude hat – aber wie oft schreibt man schon was zu Ende!“

Die Last der Nazi-Zeit

Bachmann und Böll führen nicht nur Kämpfe mit sich selbst, sondern auch mit der Nazi-Vergangenheit, die sie selbst bewusst erlebt haben: Bachmann als Jugendliche und Tochter eines NSDAP-Mitglieds in Kärnten, Böll als Wehrmachtssoldat. Es ist das zermürbende Ringen mit einer menschenverachtenden Ideologie, die in den Alt-Nazis weiterlebt und unterschwellig immer präsent bleibt. Dass Bachmann in den 1950er Jahren Italien als Sehnsuchtsort wählt und Böll das arme, katholische Irland, spricht Bände.

„Die meisten Pläne sind Fluchtpläne im Grund.“

Die von Böll so genannte „westdeutsche Prosperitätskulisse“ im Wirtschaftswunderland kann die Erinnerungen an die Jahre der Hitler-Diktatur jedenfalls nicht übertünchen. Eine seiner Antworten auf die Altnazis ist sein Hörspiel „Dr. Murkes gesammeltes Schweigen“:

„Viele Nächte lang bin ich verzweifelt gewesen wegen des Hörspiels – aber ich werde mich rächen, ich werde eine Satire auf den Rundfunk speziell schreiben. Diese sanften, diese freundlichen Vorschuss-Zahler. Die wissen ganz genau, wem sie's geben; nämlich denen, die nicht schlafen können.“

„In den Frankfurter Heften hab ich das gesammelte Schweigen gelesen, und manchmal bin ich nicht mehr weitergekommen vor Lachen und Weinen.“

Denn das Lachen bleibt im Hals stecken, auch heute noch. Es ist eine Satire, die demonstriert, warum Böll als Schriftsteller voller Zeitbezüge und als öffentlich engagierter Intellektueller nach seinem Tod eine so große Leerstelle hinterlässt. Nicht anders Bachmann mit ihren Prosa-Texten, von denen so viele nicht fertig geworden sind. Sie haben sich als Vorarbeiten für einen unnachgiebigen Feminismus entpuppt: als literarische Zeugnisse ihrer Erfahrungen mit der dominanten männlichen Unkultur, als Kampfansage gegen die systematisierte Zweitrangigkeit des „anderen Geschlechts“, wie Simone de Beauvoir es nannte.

Schreiben als Daseinsbewältigung

Bachmann und Böll, das zeigt ihr Briefwechsel, wussten, dass es für sie keine Alternative zum Schreiben gibt, um ihr Dasein zu bewältigen. Bölls Brief-Texte sind kämpferischer, bissiger, Bachmanns introvertierter, verletzlicher, depressiver. Immer wieder blitzt ihre literarische Klasse auf: bei Böll zum Beispiel in der Beschreibung seiner Reise auf Kredit durch Irland, weil er keine Möglichkeit zum Geldwechseln findet, bei Bachmann beim Festhalten ihrer existentiellen Krisenmomente, so 1958:

„Dein ganzer Brief sagt ja auch nichts anderes, als dass es nicht geht, so nicht geht. [...]. Was machen wir bloß?! [...] Ich sehe keine Lösung mehr und suche doch nichts als die Lösung. Ein Schriftsteller sein, das heißt also, sich zwischendurch eine Zeit stehlen müssen zum Schreiben und dafür um Entschuldigung bitten, dass man es tut, obwohl doch kein Postbeamter und Lehrer fürs Stempeln und Unterrichten sich entschuldigen muss [...], und die Chauffeure haben ein Schild 'Das Sprechen mit dem Fahrer ist verboten', und wir haben kein Schild. Das ist doch ganz absurd. [...] Ich fühl, dass ich im Moment zu nichts imstande bin, wegstreben muss und eine Weile allein nachdenken, wie es weitergehen könnte.“

Was bedeutet Böll für Bachmann? Ist er wie ein großer Bruder für sie, bei dem sie sich anlehnen kann, wenn es schief läuft? Ihre Briefe haben nichts von der Konfliktgeladenheit der bereits erschienenen Korrespondenzen mit ihren Geliebten Paul Celan und Max Frisch. „Was machen wir aus unserem Leben?“ ist ein Briefwechsel, der von inniger Freundschaft zeugt, von Anerkennung für die literarische Arbeit des anderen, von emotionalem Respekt. Die Nähe im Umfeld der Gruppe-47-Tagung in Italien 1954 hat ihren Austausch intensiviert. Doch von den vielen Treffen, die Bachmann und Böll danach herbeisehnen und planen, finden nur wenige statt. Auch die Orte ihres Kennenlernens, die regelmäßigen Tagungen der Gruppe 47, reizen sie kaum noch.

„Ich habe gerade einen sehr langen, sehr kritischen Artikel über die Gruppe 47 geschrieben, die mir doch auf die Dauer zu brav-pluralistisch-konformistisch wird; und zu einer Tagung fahre ich nicht mehr: meine Neigung zum Masochismus ist [...] zu gering!“

Reizvoll ist der Briefwechsel zwischen Ingeborg Bachmann und Heinrich Böll natürlich vor allem für Germanistinnen und Germanisten. Das zeigt schon der Anmerkungsapparat, der mehr Seiten umfasst als die Briefe selbst. Hier gibt es, bei aller langatmigen Pflichterfüllung, interessante Informationen zu entdecken, werden Zusammenhänge und Querverbindungen sichtbar. Gleiches gilt für das gelungene Nachwort der Herausgeberin Renate Langer unter dem Titel „Bitte schreib, trotz allem.“ Durch die vielen Literaturbetriebsszenarien dürften aber auch angehende Schriftstellerinnen und Schriftsteller bei der Lektüre auf ihre Kosten kommen, Bachmann- und Böll-Verehrerinnen und -Verehrer sowieso: nicht zuletzt, weil die Briefe dazu verleiten, wieder in ihre Werke hineinzulesen, in die anderen veröffentlichten Briefwechsel, in die verschiedenen Biografien. Das Riesen-Mosaik der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur bekommt neue Steine.

Die letzte Botschaft allerdings geht ins Leere: Heinrich Bölls Nachruf auf Ingeborg Bachmann nach ihrem rätselhaften Tod 1973 in Rom. Die Erschütterung ist dem Literaturnobelpreisträger deutlich anzumerken.

„Man hat, wie es zur Grausamkeit der literarischen Szene zu gehören scheint, ohnehin den Schmerz und die ebenso hohe Abstraktheit wie Sinnlichkeit ihrer Poesie zu sehr literarisiert. Man hat aus der Anrufung den Ruf, der zum Schrei wurde, nicht hören wollen, man hat Ingeborg Bachmann selbst zu Literatur gemacht, zu einem Bild, einem Mythos, verloren in und an Rom, diese österreichische Protestantin, die als Mädchen auszog, die höchsten intellektuellen Abenteuer zu suchen, sie bestand und dann anfang, den Großen Bären und die Heiligen Leonhard, Antonius, Vitus, Rochus anzurufen (»weil du gelitten hast«). Dass in der Ikonisierung einer lebenden Person eine schrittweise Tötung versteckt sein kann, müsste gerade an ihr deutlich werden.“